



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schonebohm, W.: Der junge Platen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

blieben, und daß sie erst dann größere Aussicht auf Verwirklichung zu gewinnen schienen, als es bereits zu spät war. Eine führende Rolle hat es infolgedessen in den Vermittlungsverhandlungen nicht zu spielen vermocht, hat sie vielmehr der geschäftigen Tätigkeit des englischen Kabinetts überlassen müssen. Daß sie dessen Plänen zu folgen sich geneigt zeigte, verhütete die zwischen beiden Regierungen bestehende Verstimmung. Anders wie England verlegte daher Frankreich den Schauplatz seiner vermittelnden Tätigkeit nach Kopenhagen, wo es immer wieder zur Zurücknahme der Verfassung und zu weitgehendem Entgegenkommen riet. Die französische Regierung ließ sich auch durch die englischen Kriegsdrohungen und Vorschläge, die ein Heranziehen der Signatarmächte bezweckten, nicht fortreißen und blieb gleichmäßig darauf bedacht, nicht in den Konflikt verwickelt zu werden, bei dem Frankreich in seiner kontinentalen Lage wesentlich mehr hätte aufs Spiel setzen müssen als England.

Besondere Aufmerksamkeit verdient auch das Bild, das die hier mitgeteilten Aktenstücke von dem Verhältnis zwischen Frankreich und Preußen geben. Frankreich hatte schon einige Zeit vorher Preußen gegenüber eine besonders freundliche Haltung eingenommen und ihm zu nachdrücklichem Vorgehen in der dänischen Frage geraten; es suchte eben an Preußen einen Bundesgenossen gegen Österreich und England. Diese Wendung der französischen Politik mußte Preußen schon mit Rücksicht auf die gesamte politische Lage willkommen sein, und es wies die Annäherung nicht zurück, ohne freilich besondere Reigung für sie zu empfinden; mehr als unverbindliche Aufmerksamkeiten gab daher die preußische Regierung auf die Liebenswürdigkeiten Frankreichs nicht zurück, und einem unmittelbaren Hinweis auf die Möglichkeit und die Vorteile eines Bündnisses begegnete sie mit einer ausweichenden Antwort. Mit wachsendem Mißtrauen verfolgte Frankreich die Besserung der Beziehungen zwischen Preußen und Österreich, die seine Hoffnung, schließlich die eine Macht gegen die andere zu gebrauchen, zu vernichten schien. Auch hier zeigte sich wieder die gewaltige diplomatische Überlegenheit Bismarcks, der jede Veränderung der politischen Lage zu seinen Gunsten auszunutzen wußte. Daß in ihm der Mann erstanden war, der die Kraft und den Mut hatte, der gesamten europäischen Politik die Wege zu weisen, und der entschlossen war, an eine gründliche Lösung der deutschen Frage heranzutreten — das ist der Eindruck, mit dem man den ersten Band dieser bedeutsamen Veröffentlichung aus der Hand legt, ein Eindruck, den die folgenden Bände werden erweitern und vertiefen müssen!



## Der junge Platen

von W. Schönebohm = Schöneberg



seit dem Erscheinen der Tagebücher des Grafen August v. Platen ist das Interesse für diesen von seinen Zeitgenossen und auch später verkannten und von seinen nächsten Angehörigen nicht verstandenen Dichter lebhafter geworden. Die Tagebücher erst gewährten uns einen tieferen Einblick in seine problematische Natur. Inzwischen ist uns ja nun auch seine eigenartige Veranlagung, die wie ein Fluch auf seinem Leben

lastete, durch die fortgeschrittene medizinische Forschung verständlicher geworden. Nicht mehr mit kaltem Hohn und heißender Satire treten wir dem Dichter gegenüber, wie es noch Heinrich Heine in den „Bädern von Lucca“ tat, wenn er u. a. sagt: „Er heilt uns von unserer Passion für die Weiber, die uns so viel Unglück zuzieht.“

Die ausgezeichnete Platenausgabe von Koch und Pezet ist bereits in Nr. 51 des Jahrgangs 1910 der Grenzboten ausführlich besprochen worden. Nunmehr liegen auch der erste Band einer großen Biographie des Dichters von Rudolf Schöffler vor (Verlag R. Piper u. Co. in München, Preis 14 M.) und der erste Band seines Briefwechsels, herausgegeben von Ludwig v. Scheffler und Paul Bornstein (Verlag Georg Müller in München).

Der Briefband reicht bis zum April 1818 und bringt in chronologischer Reihenfolge sämtliche noch erhaltenen Briefe von und an Platen. Mehrere gute Abbildungen sowie reiche Anmerkungen und Erläuterungen zu den Briefen erhöhen den Wert des mustergültig ausgestatteten Werkes. Schöfflers Biographie umfaßt allein in dem ersten Bande achthundert Seiten in Lexikonformat — ein Buch von echt deutscher Gründlichkeit. Damit soll natürlich kein Vorwurf erhoben werden; die liebevolle Sorgfalt, der große Fleiß und die geschickte Anordnung des Stoffes können nur rühmend hervorgehoben werden.

Am 24. Oktober 1796 wurde August v. Platen als erstes Kind der zweiten Ehe des Oberforstmeisters Graf August Philipp v. Platen und der Freiin Luise Eichler v. Auritz zu Ansbach geboren. Allem Anschein nach hat der Vater keine große Rolle in Platens Leben und Erziehung gespielt. Nicht wenig mag hierzu beigetragen haben, daß er schon 48 Jahre alt war, als dieser Sohn zur Welt kam. Das Alter hatte ihn bereits mürbe gemacht, und er war froh, wenn man ihn mit Kinder- und Erziehungsorgen nicht behelligte. Da der Vater außerdem häufig dienstlich abwesend war, lag die Erziehung des Knaben ganz in den Händen der Mutter. Und sie ist es auch, die in seinem Leben im Guten wie im Bösen die hervorragendste Rolle gespielt hat. Ein allzu liebevolles und fraulich zartes Gemüt hat diese Mutter jedenfalls nicht besessen, ihr ist wohl niemals der Verstand mit dem Herzen durchgegangen; und doch, vielleicht gerade wegen dieser Sprödigkeit hat der kleine August sie mit jeder Faser seines Herzens geliebt. Seine Briefe aus dem Kadettenkorps in München, das er bereits 1806, kaum zehnjährig, bezog, sind ein einziger Sehnsuchtschrei nach der Mutter. Er küßt heimlich den Ring, den sie ihm schickt, und einmal schreibt er: „O, wenn Du und der Vater hierher kämen! Ich wüßte gar nicht, was ich vor Freuden anfangen sollte, und wenn Du erst einen Sonntag hier bleibst, da könnte ich den ganzen Nachmittag bei Dir zubringen. Das wäre ein Tag! Siehst Du mich nicht gern?“ — Immer wieder diese zitternde Angst, daß sie ihn nicht liebt, so wie er es tut! In geradezu rührender Weise wirbt er um diese Liebe, die ihn das höchste Glück auf Erden dünkt. Aber er findet wenig Entgegenkommen. Es ist gewiß nicht schlechte Absicht dieser Frau; sie ist einfach nicht in der Lage, das zu geben, was der heißblütige, liebebedürftige Junge verlangt. Ihre wenigen uns erhaltenen Briefe sind nüchtern, ernst, sachlich; nichts von sehrender und verstehender Mutterliebe ist darin zu verspüren, wohl aber schon eine leise Spur jenes fanatischen Ehrgeizes, der den Dichter später oft fast zur Verzweiflung brachte. „Behalte Deine Mutter in gutem

Andenken, um ihr zu Liebe recht fleißig zu sein“, schreibt sie ihm auf all sein Liebeswerben. Und wie ist er fleißig, um ihr gute Zeugnisse schicken und sie zufriedenstellen zu können! — „Sei versichert, liebe Mutter, daß mir mein Hauptzweck, meine Bildung, allzusehr am Herzen liegt, als daß ich ihn je aus den Augen verlieren könnte“, schreibt er ihr, und in demselben Brief: „Ich hoffe, daß Ihr nie Schande an mir erleben werdet“.

Trotzdem muß er stets an seinen Geburtstag erinnern, damit er nicht vergessen wird, und zu den Ferien, auf die er sich Wochen und Monate gefreut hat, darf er oft aus wichtigen Gründen nicht nach Hause kommen. — Nein, lieben konnte diese Frau nicht; der Grundstein zu der späteren peinvollen Entfremdung wurde wohl schon in dieser frühesten Jugend gelegt.

Das Leben im Kadettenkorps scheint dem Knaben, dessen Charakter jeder militärische Drill zuwider ist, gar nicht zuzusagen. Flehentlich bittet er, ihn nicht Offizier werden zu lassen, was ihm denn auch schließlich zugesagt wird. Vorläufig aber muß er noch in der Anstalt verbleiben.

Es sind kindliche Klagen, die wir in den ersten Briefen hören: das Essen ist zu sehr gepfeffert, beim Waschen darf man das Halstuch nicht abbinden! — und über eine Ohrfeige, die er nach seiner Ansicht einmal zu Unrecht bekommen hat, kann er sich gar nicht beruhigen.

Übrigens werfen diese Briefe auch ein helles Schlaglicht auf die Hygiene der damaligen Zeit. Es wird nur einmal im Jahre gebadet, und auch die Füße werden nicht öfter gewaschen; „denn ich wüßte nicht mit was und nicht in was“, schreibt er an seine Mutter.

Ende September 1810 tritt Platen in die königliche Pagerie in München ein, wohl hauptsächlich um dem öden Zwang des Kadettenkorps zu entfliehen und später seinem immer mächtiger werdenden Drang zu „sanfteren Studien“ folgen zu können. Aber auch hier fühlt er sich nicht allzu wohl, und in seinem Brief vom 28. Oktober 1810 an die Mutter ruft er jammernd aus: „Wäre ich doch im Kadettenkorps geblieben!“ Mit der Zeit lebt er sich aber ein und fühlt sich dann auch so glücklich, wie es bei einer Natur möglich ist, die stets um das Gekosterte trauert, das Morgen sehnsüchtig herbeiwünscht und für das Heute kein Verständnis hat.

Einen frischen und erfreulichen Zug in diese mancherlei Plakereien bringen die Briefe seines Freundes Gustav Jacobs aus Gotha. Dieser Jacobs ist ein Taufensassa, der ganz im Gegensatz zu Platen das Leben von der heitersten Seite nimmt, sich über seine Lehrer lustig macht, wenn sie ihm nicht behagen, und über Menschen und Dinge sein eigenes lachendes Urteil hat. Eine große Rolle in diesem Briefwechsel spielt Goethe, für den sich Platen zuerst gar nicht erwärmen kann, so daß ihn sein Freund 1810 in einem Briefe mahnt: „Lege Deinen Widerwillen gegen Goethe beiseite.“ In den ersten Briefen behauptet Platen, Goethe sei katholisch geworden, was Jacobs energisch bestreitet, da er doch nur fünf Meilen weit von Weimar wohne und es daher besser wissen müsse als Platen in dem entfernten München. Dem „Werther“ wirft Platen „mangelnde Wirklichkeit“ vor; darauf antwortet Jacobs in seiner frischen Weise: „Was Du von Werthers Leiden schreibst, das ist mir alles einerley, ob er wahr oder nicht wahr ist; denn der Roman ist nun einmal geschrieben und interessiert. Was kann es also uns kümmern, ob er Wahrheit oder Dichtung ist. Nimm an, was gewinnt

Du, wenn es Wahrheit ist? Ein Selbstmörder — und noch dazu einer aus Liebe. Und wenn es Dichtung ist, so gewinnt Goethe, insofern, daß er nicht eine Liebesgeschichte nachgeschrieben, sondern einen Roman erschaffen hat.“

Am 19. Januar 1812 schreibt Jacobs wieder: „Du willst, ich soll Dir Goethes neuestes Werk schicken, doch das wäre die Pferde hinter den Wagen gespannt. Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben ist das neueste Werk der genialen Erzellenz, wenig Historie und viel Sentenzen (oder wenig Braten und eine lange obgleich gute Sauce).“

Der Widerstand Platens gegen Goethe beginnt abzuklingen. Er macht ein schwärmerisches Gedicht an den Helden des „Werther“, dem ein gleiches an „Ottilie“ in den „Wahlverwandtschaften“ folgt. Schillers Gedichte, um die er im April 1811 die Eltern dringend bittet, begeistern ihn und regen ihn zu eigenem dichterischen Schaffen an.

Bereits im Jahre 1810 hat er, wie aus einem Brief von Jacobs vom 19. Dezember 1810 hervorgeht, ein Trauerspiel verfaßt, das dem Freunde sehr gefällt. Viele Gedichte stammen ebenfalls aus dieser Zeit.

Am 16. Dezember 1812 schreibt er an seine Mutter, daß er sich auf Zureden des Vaters nun doch entschlossen habe, Offizier zu werden, und am 31. März 1814 wird er Leutnant im ersten Infanterieregiment zu München. Aber bereits ein Vierteljahr später ist ihm die sichere Erkenntnis aufgegangen, daß er zum Militärdienst nicht taugt; der langweilige, täglich in öder Gleichmäßigkeit verlaufende Dienst widert ihn an, er besitzt nicht den geringsten militärischen Ehrgeiz, und tägliche Unannehmlichkeiten mit den Vorgesetzten verbittern ihm das Leben. Er klagt über die Liebesabenteuer seiner „ausschweifenden und sittenlosen“ Kameraden. Wie konnte er bei seiner ihm selbst noch unbewußten unglückseligen Veranlagung Verständnis haben für die überschäumende Lebensfreude seiner Altersgenossen! — Doch einmal scheint es, als fühle sich sein Herz zu einem weiblichen Wesen hingezogen. Die junge Marquise Boisséon hat Eindruck auf ihn gemacht, und er verkehrt auch längere Zeit im Hause der Mutter, wo man ihn scheinbar nicht ungern sieht. Aber zur Leidenschaft wird diese Episode nicht, und bald hat das niederdrückende Gefühl des Unbefriedigtseins wieder die Oberhand. Seine vermeintliche Neigung ist rasch verflogen, und er trennt sich beim Ausmarsch 1815 leichten Herzens von der Angeschwärmten. Das Leben liegt wieder einmal so trostlos vor ihm, daß er es als Glück ansehen würde, nicht mehr aus dem Kriege zurückzukehren.

Platens literarisches Interesse bleibt aber trotz dieser seelischen Nöte stets ein sehr reges. Seine anfängliche Abneigung gegen Goethe wandelt sich nach und nach in glühende Begeisterung, daneben liest er Jean Paul und interessiert sich lebhaft für Körner. Herders „Stimmen der Völker“ machen einen tiefen Eindruck auf ihn, aber mit den Romantikern weiß er nichts anzufangen. „Des Knaben Wunderhorn“ dürfte er nie gelesen haben. In den Jahren 1814 und 1815 beschäftigt er sich viel mit englischer und französischer Literatur und bemüht sich auch selbst, die beiden Sprachen zu erlernen. An die Mutter schreibt er, um sich zu üben und sie zu erfreuen, französische und englische Briefe, fällt aber stets in seine Muttersprache, sobald er mehr als die üblichen Phrasen machen will.

Einen flammenden Protest löst Napoleons Rückkehr von Elba in dem jungen Patrioten aus. Das Gedicht, das er am 23. Mai 1815 aus dem Felde an die Mutter schickt und das mit den Worten beginnt:

Ha! Welch ein Volk wohnt überm Rheine!  
Welch unbegreifliches Geschlecht!

gibt seinem Zorn gegen den „Barbaren“ und „Mörder“ kräftigen Ausdruck. Es folgt eine Reihe vaterländischer und anderer Gedichte. Hier und da tritt auch sein Lebensüberdruß wieder hervor, so in dem Gedicht „Schwermut“, in dem er mit den Worten: „In früher Jugendfülle sterben ist ein beneidenswerter Tod“ auf Körners frühes Ende anspielt und sich selbst ein gleiches Los ersehnt. Noch mehrmals richtet sich sein heißer Zorn gegen Napoleon, selbst mit dem nach St. Helena Verbannten fühlt er kein menschliches Erbarmen; er rät vielmehr dem Schiff „Northumberland“, das Napoleon nach St. Helena bringen soll, den Verräter über Bord zu werfen. Diesen Zorn überträgt er auch auf die ganze Nation. Wie weit diese Ausbrüche eigene Überzeugung oder jugendliches Draufgängertum des begeisterten Vaterlandsverteidigers sind, sei dahingestellt. Allzu tief hat dieser Groll wohl nicht gefressen, denn der glühende Napoleonhasser ist immer begeistert, sobald er mit Franzosen zusammentrifft, wenn er auch diese Vertreter ihres Landes stets als Ausnahmen bezeichnet. Aus dem Kriege schickt er fleißig Briefe an die Freunde und an die Mutter, aber ein leiser Schmerzensston klingt überall durch. So schreibt er am 29. Juni 1815 aus Nancy an die Mutter: „Du wirfst mir vorwerfen, daß ich sehr unordentlich erzähle, daß ich über alles schnell weggehe, und daß ich sehr wenig schreibe, da ich doch so viel Neues und Merkwürdiges gesehen habe. Allein Du weißt, daß man auf der Wache oft unterbrochen wird, daß ich ferner kaum glaube, daß Dich mein Brief erreicht und endlich, da ich überhaupt nicht glücklich und zufrieden bin, und wenig gekannt zu schreiben.“ Man hält ihm auch hier täglich vor, daß er nicht zum Soldaten tauge, und er selbst fühlt, daß er in dem aufgezwungenen Beruf niemals glücklich sein wird.

Eine freundliche Ablenkung von seinen melancholischen Gedanken bringt ihm das Jahr 1816, da es ihm vergönnt ist, nach der Rückkehr aus dem Kriege mit seinen alten Freunden Schnitzlein, Fugger und Vüder einige glückliche Wochen in München zu verleben, die ihn die ewigen Unannehmlichkeiten des Dienstes vergessen lassen. Im Juni desselben Jahres macht er eine Reise in die Schweiz, nachdem seine Bitte, die Eltern besuchen zu dürfen, wieder einmal abge schlagen war. Von dieser Reise ist er hochbefriedigt. Hieran schließt sich im Oktober 1816 ein dreimonatiger Aufenthalt in Ansbach, der ihn, nachdem er die erste Scheu des erwachsenen Menschen gegen die Eltern überwunden hat, wieder in ein herzliches Verhältnis zu Vater und Mutter bringt. Der gesellschaftliche Verkehr der Kleinstadt sagt ihm allerdings gar nicht zu. Eine unglückliche Neigung zu einem jungen Offizier bringt sein gestörtes seelisches Gleichgewicht noch mehr ins Schwanken. — Trotzdem hat Platen die Frauen nicht gemieden. Im Gegenteil, er fühlt sich unbefangener in ihrer Gesellschaft. Mit Bezug auf die weiberfeindliche Gesinnung seines Freundes Fugger sagt er einmal: „Obgleich ich selbst die Männer mehr wie die Weiber schätze, so bin ich doch weit davon entfernt, seiner Meinung zu sein. Ohne Mühe, ohne Geistesanstrengung läßt es sich so angenehm plaudern mit den Weibern. Das Ideal der Sanftheit und Milde läßt sich nicht unter

den Männern finden.“ Eine sehr hohe Meinung hat er nach alledem von dem Geist der Frauen nicht gehabt. Im Verkehr mit Frauen wie Pauline Schelling und Emilie Bieder mag er später doch anderer Meinung geworden sein.

Das früheste und wirklich zu Ende geführte Werk Platens ist die dreiaktige Trochäen-Tragödie „Die Tochter Kadmus“, sie entstand im Anfang Februar des Jahres 1816 im Laufe von nur fünf Tagen. 1811 hatte der Dichter allerdings schon einmal einen Versuch mit diesem Stoff gemacht, er war aber nicht über den ersten Aufzug hinausgekommen. Im April 1816 dichtet er an dem fünften Akt seines Dramas „Konradin“, das er bereits aufgegeben hatte. Im Juni vor der Schweizerreise folgt die freie Bearbeitung der Racineschen „Berenice“ in deutschen Jamben, die den Einfluß von Goethes „Phigeneie“ und „Tasso“ deutlich erkennen läßt. Aber auch diese Arbeit bleibt unvollendet.

Ein selbständiges Drama „Der Hochzeitsgast“ teilt dasselbe Schicksal, ebenso die „Harfe Mahomets“. Von seinen Gedichten der ersten Periode dürfte die „Harfe“ als das bedeutendste anzusprechen sein. (Eine entzückende Ausgabe der Gedichte Platens von Rudolf Schlösser ist im Inselverlag zu Leipzig in zwei Bänden erschienen.)

Kaum ist der Dichter Mitte Januar 1817 von Ansbach nach München zurückgekehrt, so erscheint ihm die bei seinen Eltern verlebte Zeit, die im großen und ganzen ziemlich unerquicklich gewesen war, im rosigen Licht. Er hadert wieder fortgesetzt mit dem Schicksal und fällt von einem Widerstreit der Empfindungen in den anderen. Die Briefe an die Eltern verraten allerdings hiervon nichts. Er vermeidet es gesliffentlich, von seinem düsteren Gemütszustand zu sprechen, nur seinen Freunden gegenüber ist er mitteilbarer. An Max v. Gruber schreibt er am 22. Mai 1817, daß er auf einige Zeit an den Schliersee gehen werde, um hier ganz seinen Studien zu leben. Platen will hier die „Alten“ und hauptsächlich Botanik studieren, sich dann aber auch mit Portugiesisch und Spanisch beschäftigen. Portugiesisch will er nur lernen, um den Camoëns im Original lesen zu können. Auch in diesem Brief folgen zum Schluß wieder Klagen, daß der militärische Beruf die Individualität ersticke, und er ruft verzweifelt aus: „Es ist schrecklich zu sterben, wenn man um sein Leben betrogen worden.“

Trotz seiner elenden Gemütsverfassung wirft er sich mit großer Energie auf das Studium der Botanik. Er fühlt sich auch in Schliersee verhältnismäßig wohl, denn er schreibt an Max v. Gruber: „Hier ist es, wo ich zum ersten Male in meinem Leben, für eine längere Zeit, ganz meinen Neigungen und Studien folgen darf; wo die heitere Natur, die mich umgibt, so günstig auf meine äußere und innere Gesundheit einwirkt; wo ich, völlig vom Zwange zeremonieller und offizieller Verhältnisse befreit, eine Weile vergessen lerne, was das Schicksal aus mir zu machen für gut fand.“

In diesem Brief gibt er auch dem Gedanken Ausdruck, sich als Ökonom in den Vereinigten Staaten niederzulassen, aber „aus nichts wird nichts“, sagt er mit Bezug auf seine beschränkten Vermögensverhältnisse; und auch dieser Traum wird begraben.

Seine Studien, vor allem die des Homer, gehen aber trotz dieses verzweifelten Lastens und Suchens rüstig weiter. Er ist entzückt von der Schönheit der Sprache des alten Meisters, „der einzigen, welche der deutschen in jeder Hinsicht voransteht“.

Außerdem lieft er französische und englische Bücher und läßt sich mit seinem Freund Zuger in einen kleinen Religionsstreit ein.

Nach seiner Rückkehr nach München packen ihn wieder die alten Zweifel, die aber bei weitem nicht die frühere Macht erlangen. Als er eines Tages wegen Zuspätkommens zum Exerzieren mit acht Tagen Arrest bestraft wird, schreibt er in sein Tagebuch: „Ich muß mein Schicksal ändern.“ Und er tut's — diesmal wird es Ernst. Anfang Februar 1818 richtet er an den König ein Gesuch um Bewilligung einer jährlichen Unterstützungssumme von sechshundert Gulden zur Fortsetzung seiner Studien, die ihm auch allergnädigst auf drei Jahre gewährt wird. Am 19. Februar 1818 teilt er der Mutter diesen neuen Plan mit.

Nach kurzem Aufenthalt bei den Eltern in Ansbach bezieht er als einundzwanzigjähriger Student der Jurisprudenz zum Sommersemester 1818 die Universität Würzburg, in der Hoffnung, nun endlich den rechten Weg gefunden zu haben. 1821 ging er nach Erlangen, wo Schelling großen Einfluß auf ihn gewann. In diesem Jahre ließ er seine ersten „Ghaselen“ erscheinen, die aber ohne die so heiß ersehnte Wirkung blieben.

Kurz sei der weitere Lebensgang des Dichters skizziert.

Im Jahre 1824 war es ihm endlich vergönnt, den so langgehegten Wunsch, eine Reise nach Italien zu machen, von der er volle Genesung für seine zerrissene Seele erhoffte, zu befriedigen. Aber auch diese Hoffnung scheiterte, er war nicht imstande, etwas mit dem Herzen zu erfassen, um es dann in sich zu verarbeiten und zum Erlebnis werden zu lassen, für ihn war alles nur schöne Form, Kunst; nicht mit Unrecht hat man ihn den Kunstdichter genannt. Seine Verse sind formvollendet; man merkt, wie sie immer und immer wieder gefeilt sind. Mit den Jahren wird er immer fälter und starrer in der Form, fern von seinen Freunden vereinsamt er völlig. Das Leben hat für ihn keine Freuden und auch keine Poesie, trotzdem er ein Dichter ist. Nicht wie aus einem Märchenland kommend muten uns seine Schöpfungen an, sondern wie aus der grauen Wirklichkeit geboren, dann allerdings von einem großen Künstler in eherner Form gegossen, die aber das Herz kalt läßt, wenn auch der Verstand sich daran erfreuen kann. Im Jahre 1826 entstand die „Verhängnisvolle Gabel“ und 1829 der „Romantische Ödipus“. Die Komödien sind witzig und geistvoll, aber für die Bühne unbrauchbar. Ihre Form ist viel zu gewaltig für ihren Inhalt. Platens ungerechte Angriffe gegen Zimmermann und Heine wurden ihm seinerzeit sehr übel genommen. Heine hat sich dann auch, wie bereits angedeutet, in wenig schöner Weise durch seine giftigen Ausfälle in den „Bädern von Ruca“ gerächt. Von Platens Gedichten der späteren Periode sind die „Polenlieder“ und vor allem seine Balladen und Romane hervorzuheben. Wer kennt nicht den „Pilgrim von St. Just“ und „Das Grab im Busento“ mit seinem schweren ergreifenden Rhythmus:

Und den Fluß hinauf, hinunter ziehn die Schatten tapfrer Goten,  
Die den Marich beweinen, ihres Volkes besten Toten.

Nichts Persönliches ist in seinen Dichtungen, er war verknöchert in dem ehrgeizigen Streben, etwas zu erreichen. Das Leben aber war unerbittlich, es hat ihm keinen seiner Träume erfüllt, nur einen poetischen Tod vergönnte es ihm (5. Dezember 1835). Unter den Palmen von Syrakus fand er seine letzte Ruhestätte.